

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Demografie in Theorie und Praxis

Als Demograf habe ich natürlich ein berufliches Interesse an den Themen dieses Newsletters. Bei manchen Ausgaben von „Demografische Forschung aus Erster Hand“ kommt auch die persönliche Neugierde hinzu. In der vorliegenden Ausgabe trifft dies sogar auf alle drei Artikel zu.

Nachdem meine Frau und ich im Herbst umgezogen sind, muss ich jeden Tag ein kurzes Stück zur Arbeit pendeln. Zudem besuche ich als Wissenschaftler häufig Tagungen im In- und Ausland. Ob sich dieses Pendeln negativ auf die Gesundheit auswirkt, habe ich mich schon manches Mal gefragt. Heiko Rüger vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung untersucht eben diese Fragestellung auf den Seiten 1 und 2. Den negativsten Einfluss auf die Gesundheit konnte der Wissenschaftler bei Fernpendlern feststellen, zu denen ich (glücklicherweise) nicht gehöre. Untergliedert man diese Gruppe weiter, weisen die Ergebnisse der Studie darauf hin, dass Frauen mit Kindern besonders stark davon beeinträchtigt sind. Untersucht man statt der Gesundheit das Stressempfinden, so zeigt sich auch bei Männern mit Kindern eine erheblich höhere Belastung.

Zu dieser Gruppe gehöre ich ebenfalls seit einigen Wochen. Dass unser Sohn als „ehelich Geborener“ in Mecklenburg-Vorpommern zu einer Minderheit gehört, illustriert der Artikel auf Seite 3. Im Westen der Republik werden dagegen mehr Kinder ehelich geboren, wie Sebastian Klüsener vom Rostocker Max-Planck-Institut für demografische Forschung darlegt. Betrachtet man Europa insgesamt, zeigt sich ebenfalls ein uneinheitliches Bild. Wie Klüsener aber analysiert hat, geht der Trend in vielen Regionen Europas zur nichtehelichen Geburt.

Mit einem Kind und der daraus resultierenden Auszeit stellte sich für meine Frau die Frage, wann sie ihre Erwerbstätigkeit wieder aufnehmen wird. Dass der Bildungsgrad von Müttern bei dieser Frage eine große Rolle spielt, zeigt Caroline Berghammer vom Vienna Institute of Demography auf Seite 4 der aktuellen Ausgabe. Sie untersucht diesen Zusammenhang für Österreich, Deutschland, Frankreich, Norwegen und Ungarn.

Roland Rau

Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Der Preis der Mobilität

Lange Anfahrten zum Arbeitsplatz sind belastender als häufige Auswärtsübernachtungen und wechselnde Arbeitsorte

Wer über eine Stunde für die Fahrt zur Arbeit benötigt, hat deutlich mehr psychische und physische Nachteile als Menschen, die aufgrund ihres Jobs an mindestens 60 Tagen auswärts übernachten. Vor allem Frauen und Eltern fühlen sich dadurch gestresst und gesundheitlich beeinträchtigt, wie eine Studie des Wiesbadener Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung zeigt.

Der stündliche Bus fährt vor der Nase weg, die Autobahn besteht nur aus Baustellen, die Lokführer streiken – das sind lediglich drei von unzähligen Widrigkeiten, die Pendlern das Leben schwer machen können. Oder vielleicht sollte man sagen: noch schwerer. Denn selbst wenn die Fahrt zur und von der Arbeit reibungslos verläuft, bleibt sogenannten Fernpendlern doch wesentlich weniger Zeit für Familie und Hobbys. Mindestens zwei Stunden brauchen sie laut Definition für ihren Weg zur und von der Arbeit. Zeit, in der andere Erwerbstätige bereits mit einem Buch auf dem Sofa liegen, mit den Kindern Eisenbahn spielen oder gemeinsam mit der Familie zu Abend essen.

Dass Pendler mehr Stress empfinden und gesundheitliche Nachteile in Kauf nehmen müssen, ist bereits in mehreren Studien nachgewiesen worden. Heiko Rüger vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung geht nun erstmals der Frage nach, ob diese Nachteile auch durch die Art der beruflichen Mobilität bedingt sind und ob sie verschiedene Bevölkerungsgruppen unterschiedlich stark betreffen. Gemeinsam mit Alexander Schulze von der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz wertete er dafür eine europäische Studie aus dem Jahr 2007 aus, für die über 7000 Menschen im Alter von 25 bis 54 Jahren aus unterschiedlichen Ländern befragt wurden. In der Studie wurden neben

den Angaben zu Geschlecht, Nationalität, Familienstatus, Alter und Bildungs- sowie Einkommensniveau auch Angaben zum Stressempfinden und zum Gesundheitszustand der Erwerbstätigen erhoben: Die Befragten mussten ihr gesundheitliches Befinden auf einer Skala von 1 (=„schlecht“) bis 5 (=„ausgezeichnet“) einstufen und darüber hinaus angeben, wie stark sie gestresst sind (von 1=„überhaupt nicht“ bis 10=„sehr stark“).

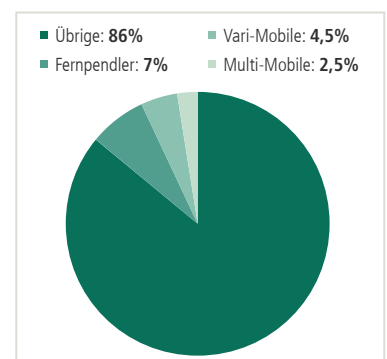


Abb. 1: Rund 14 Prozent der Erwerbstätigen in Deutschland müssen für ihren Beruf sehr mobil sein. Fernpendler brauchen länger als eine Stunde für die einfache Strecke zur Arbeit. Vari-Mobile haben berufsbedingt mindestens 60 Übernachtungen pro Jahr außer Haus, und Multi-Mobile kombinieren verschiedene Formen beruflicher Mobilität. Alle anderen pendeln eventuell auch oder sind auf längeren Geschäftsreisen, liegen aber unter den genannten Grenzwerten, die eine sehr hohe berufliche Mobilität kennzeichnen.

Dabei unterscheiden die beiden Wissenschaftler drei Gruppen: So genannte Fernpendler benötigen für den einfachen Weg zur Arbeit mehr als eine Stunde und legen diesen an mindestens drei Tagen in der Woche zurück. Als Vari-Mobile werden Erwerbstätige bezeichnet, die an mehr als 60 Arbeitstagen im Jahr auswärts übernachten. Und Menschen, die verschiedene Arten beruflicher Mobilität kombinieren, werden unter dem Begriff „Multi-Mobile“ zusammengefasst.

Unter die Fernpendler fallen in Deutschland rund sieben Prozent der Erwerbstätigen, 4,5 Prozent sind so genannte Vari-Mobile, 2,5 Prozent sogar Multi-Mobile (vgl. Abb. 1). Für mehr als jeden zehnten und damit für Millionen Erwerbstätige gehört eine sehr hohe berufliche Mobilität also zum Alltag. Dabei ist die Anzahl der Männer unter den beruflich Mobilen fast doppelt so hoch wie die der Frauen. Pendlerinnen, die für ihren Beruf weite Strecken und längere Abwesenheitszeiten in Kauf nehmen, haben im Gegensatz zu männlichen Pendlern zudem häufig keinen Ehepartner und/oder keine Kinder. Schon die geschlechtermäßige Verteilung deutet also darauf hin, dass Partnerinnen und vor allem Mütter lange Anfahrtszeiten oder längere Abwesenheitszeiten mit den familiären Aufgaben schwerer vereinbaren können. Auch ein anderes Rollenverständnis als bei den männlichen Erwerbstätigen dürfte ein Grund für den relativ geringen Anteil an Frauen unter den beruflich Mobilen sein. Wer mehr als zwei Stunden täglich in der Bahn oder im Auto sitzt, kann vielleicht nebenbei schon Mails schreiben oder Bankgeschäfte erledigen, aber Wäscheberge, ungemachte Betten oder dreckiges Geschirr lassen sich in dieser Zeit nicht beseitigen.

Eine Frage der beiden Wissenschaftler war daher, ob hochmobile Frauen beziehungsweise Eltern generell einer höheren Stress- und Gesundheitsbelastung ausgesetzt sind. Schließlich kann es einen großen Unterschied machen, ob die einstündige Verspätung der Bahn „nur“ den Feierabend verkürzt oder ob noch schnell ein Babysitter zum bald schließenden Kindergarten geschickt werden muss, während das Handy kein Netz findet.

So lag der durchschnittliche Wert für den Gesundheitszustand bei den Fernpendlern gut vier Prozent unter den Werten der nicht mobilen Arbeitnehmer. Vor allem bei Frauen und bei Erwerbstätigen mit Kindern zeigte sich ein negativer Effekt auf die Gesundheit (vgl. Tab.1). Von Männern und Kinderlosen wurde dagegen kein schlechterer Gesundheitszustand berichtet. Erstaunlich ist, dass auch die so genannten Vari-Mobile, also Menschen, die aus beruflichen Gründen mehr als 60 Nächte außer Haus verbrachten, ihren Gesundheitszustand nicht schlechter einstufen als nicht mobile Arbeitnehmer. Das, so erklären die beiden Autoren, könne unter anderem daran liegen, dass die Vari-Mobile ihre Entscheidung zur Mobilität häufiger als frei empfänden, während die

	Prozentuale Veränderung des gesundheitlichen Befindens gegenüber nicht bzw. weniger mobilen Erwerbstätigen						
	Gesamtmodell	Männer	Frauen	Jüngere (25-39 Jahre)	Ältere (40-54Jahre)	Ohne Kinder	Mit Kindern
Fernpendler*	-4.11	-2.47	-5.35	-3.34	-4.78	-2.96	-4.97
Vari-Mobile*	-0.4	-1.69	5.76	0	-0.6	-1.49	-0.1
Multi-Mobile*	-3.34	-1.71	-10.06	-7,5	3.77	-6.39	0.6

Fett: statistisch signifikant auf dem Niveau $p=0,05$ | **Kursiv:** statistisch signifikant auf dem Niveau $p=0,1$
*Referenzkategorie: nicht bzw. weniger mobile Erwerbstätige

Tab. 1: Die Bewertung des eigenen Gesundheitszustandes liegt bei Fernpendlern gut vier Prozent niedriger als bei Erwerbstätigen mit keiner oder geringerer beruflicher Mobilität. Die Regressionsmodelle kontrollieren für Alter, Geschlecht, Partnerschafts-/ Elternschaftsstatus, sozio-ökonomischer Status sowie Erhebungsland. Quelle: Job Mobilities and Family Lives in Europe (Welle 1, 2007), nur Erwerbstätige

	Prozentuale Veränderung des Stressempfindens gegenüber nicht bzw. weniger mobilen Erwerbstätigen						
	Gesamtmodell	Männer	Frauen	Jüngere (25-39 Jahre)	Ältere (40-54Jahre)	Ohne Kinder	Mit Kindern
Fernpendler*	12.19	9.64	14.22	11.74	12.41	6.18	16.07
Vari-Mobile*	5.44	9.86	-5.47	3.25	8.22	-1.69	10.08
Multi-Mobile*	5.76	10.74	1.51	10.19	-2.27	2.33	8.55

Fett: statistisch signifikant auf dem Niveau $p=0,05$ | **Kursiv:** statistisch signifikant auf dem Niveau $p=0,1$
*Referenzkategorie: nicht bzw. weniger mobile Erwerbstätige

Tab. 2: Fernpendler mit Kindern stufen ihre Belastung im Schnitt rund 16 Prozent höher ein als nicht bzw. weniger mobile Eltern. Die Regressionsmodelle kontrollieren für Alter, Geschlecht, Partnerschafts-/ Elternschaftsstatus, sozio-ökonomischer Status sowie Erhebungsland. Quelle: Job Mobilities and Family Lives in Europe (Welle 1, 2007), nur Erwerbstätige

Fernpendler ihre weite Anfahrt als ambivalent und alternativlos wahrnehmen. Dies könne wiederum die Folgen der Mobilität beeinflussen.

Bei den so genannten Multi-Mobilen ergab sich zwar insgesamt nur ein leichter Effekt auf die Gesundheit. Frauen und interessanterweise auch Kinderlose und Jüngere, die unterschiedliche Arten der beruflichen Mobilität kombinieren, berichteten aber sehr wohl häufiger von einem schlechteren Gesundheitszustand.

Während sich die berufliche Mobilität also nur in einigen soziodemografischen Gruppen negativ auf den Gesundheitszustand auswirkt, sind die Effekte auf das Stressempfinden deutlicher.

Bei Fernpendlern etwa ist es um rund 12 Prozent erhöht (vgl. Tab. 2). Frauen und Erwerbstätige mit Kindern leiden dabei besonders stark unter den Anforderungen, die beruflichen und familiären Aufgaben zu vereinen. Ihre Angaben zur allgemeinen Belastung lagen rund 14 (Frauen) beziehungsweise rund 16 Prozent (Eltern) über den Werten von nicht mobilen Erwerbstätigen. In den verschiedenen Altersstufen dagegen zeigten sich keine großen Unterschiede. Das Pendeln ist für Jüngere und Ältere gleichermaßen stressig.

Bei den Vari-Mobilen war zwar insgesamt kein signifikanter Effekt auf das Stressempfinden nachzuweisen. Bei zwei Untergruppen aber, den Erwerbstätigen mit Kindern und den Männern, lag der Wert immerhin zehn Prozent über dem

Stresslevel der nicht mobilen Erwerbstätigen. Eine besondere Stressbelastung der Männer zeigte sich auch bei den Multi-Mobilen. Rüger und Schulze geben als möglichen Grund hierfür an, dass vari- oder multi-mobile Frauen eine zahlenmäßig recht kleine Gruppe sind, die sich ihre beruflichen Bedingungen möglicherweise bewusst gewählt haben und damit oft auffallend zufrieden seien. Bei den Multi-Mobilen seien die Ergebnisse darüber hinaus ohnehin mit Vorsicht zu interpretieren, da es sich um relativ geringe Fallzahlen handle, betonen die beiden Autoren. Sie regen weitere Untersuchungen hierzu an sowie zu der Frage, ob bestimmte Berufe oder Persönlichkeitsmerkmale das Stressempfinden und den Gesundheitszustand von Pendlern beeinflussen.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Heiko Rüger

Literatur

Rüger, H. und A. Schulze:

Zusammenhang von beruflicher Pendelmobilität mit Stresserleben und Gesundheit: bestehen Unterschiede nach soziodemografischen Gruppen? Prävention und Gesundheitsförderung 11(2016)1, 27-33.

DOI: 10.1007/ s11553-015-0521-2

Familie ohne Trauschein

Während nichteheliche Geburten in Westeuropa Normalität werden, geht ihr Anteil in Osteuropa zurück

Im Goldenen Zeitalter der Ehe waren die Verhältnisse in Europa übersichtlich: Wer in den 1950er und 1960er Jahren ein Kind bekommen wollte, heiratete vorher. Heute dagegen sind in vielen Ländern mehr als die Hälfte der Geburten nichtehelich. Eine neue Studie analysiert diese Entwicklung von 1910 bis in die Gegenwart.

Ob ein Paar vor der Geburt eines Kindes heiratet, kann von unterschiedlichen Faktoren abhängen: Es könnte ökonomisch sinnvoll sein, weil die Familienpolitik die Ehe belohnt und ein weniger oder gar nicht arbeitender Partner besser abgesichert ist. Daneben können religiöse Motive oder soziale Normen und Traditionen die Entscheidung beeinflussen. Und auch die Verfügbarkeit und Akzeptanz von Verhütungsmitteln kann einen Einfluss auf ungeplante nichteheliche Geburten haben. Für die Hochphase der traditionellen Familie in der Mitte des 20. Jahrhunderts, als weit über 90 Prozent aller Geburten ehelich waren, kamen viele dieser Gründe zum Tragen (s. Abb. 1). Außerehelich geborene Kinder hatten zu dieser Zeit – ebenso wie ihre Mütter – mit erheblichen Benachteiligungen zu rechnen. Die Dominanz ehelicher Geburten war in ganz Europa zu beobachten, stellte aber innerhalb der letzten 100 Jahre eine Ausnahmesituation dar, wie Sebastian Klüsener vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung in einer aktuellen Studie zeigt.

Bereits 1970 nimmt die Bedeutung der Ehe langsam wieder ab, weil die Säkularisierung in vielen Ländern voranschreitet und Frauen vielerorts mehr wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangen. Vorreiter dieser Entwicklung ist Nordeuropa: Schon 1990 hat sich dort der Anteil der nichtehelichen Geburten mehr als vervierfacht, während er in West- und Zentraleuropa erst ab 1980, und in Süd- und Osteuropa sogar erst nach 1990 deutlich zu steigen beginnt.

Doch während der Anstieg in Nordeuropa schon seinen Höhepunkt erreicht zu haben scheint, nimmt der Anteil in Westeuropa in den letzten Jahren weiter stark zu. In vielen Teilen Nord- und Westeuropas sind die nichtehelichen Geburten bereits zahlreicher als die ehelichen (vgl. Abb. 2). Ein letzter Hort der traditionellen Familie scheinen in diesen Ländern Speckgürtel um Großstädte herum zu sein, wie Klüsener am Beispiel Dänemarks zeigt. Während in den innenstadtnahen Bereichen oft alternative Lebensstile vorherrschen, scheinen Speckgürtel mit der Nähe zu gut bezahlten Jobs in der Stadt und niedrigeren Hauspreisen Familien mit eher traditionellen Vorstellungen anzuziehen.

Literatur

Klüsener, S.:

Spatial variation in non-marital fertility across Europe in the twentieth and twenty-first centuries: recent trends, persistence of the past, and potential future pathways. *The History of the Family* 20(2015)4, 593-628.

DOI: 10.1080/1081602X.2015.1099112

Eine interessante Ausnahme zu der allgemeinen Entwicklung stellt Osteuropa dar, das die Nicht-EU-Länder auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion umfasst. Dieser Teil Europas verzeichnete in den 1960er Jahren noch den höchsten Anteil an nichtehelichen Geburten, während er heute den niedrigsten hat. Zudem ist Osteuropa momentan die einzige europäische Region mit einem rückläufigen Trend. Klüsener nennt dafür mehrere mögliche Gründe: Die ökonomische Situation hat sich im Vergleich zu den 1990er Jahren deutlich verbessert. Hierdurch werden möglicherweise weniger Ehen aufgeschoben. Zudem sei Osteuropa eine der wenigen Regionen Europas, in der Religion an Bedeutung gewinne und eine Rückkehr zu alten Traditionen stattfindet. Letztgenannte schienen in Sowjetzeiten unter sehr starkem staatlichen Einfluss verschwunden zu sein.

Dass regionale Unterschiede beim Anteil der nichtehelichen Geburten in vielen europäischen Regionen über eine lange Zeit hinweg Bestand haben können, zeigt Sebastian Klüsener in seiner Studie mit Hilfe räumlicher Analyseverfahren. Skandinaviern etwa verzeichnete bereits vor 100 Jahre einen sehr hohen Anteil an nichtehelichen Geburten. Auch die starken Ost-West-Unterschiede in Deutschland sind nicht ausschließlich auf die deutsche Teilung nach 1945 zurückzuführen, sondern waren durchaus schon vorher vorhanden.

Trotz dieser Unterschiede innerhalb und zwischen einzelnen Nationen geht Klüsener davon aus, dass sich die Verhältnisse innerhalb der Europäischen Union mit der

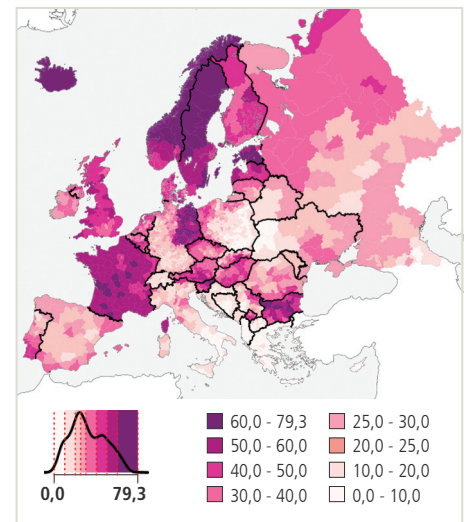


Abb. 2: Der Prozentanteil der nichtehelichen Geburten im Jahr 2007 in unterschiedlichen Regionen Europas. Quelle: Statistische Ämter, Eurostat, eigene Berechnungen

Zeit weiter angleichen werden, solange der Prozess einer zunehmenden europäischen Integration andauert. Die Unterschiede zwischen den Ländern der EU und den osteuropäischen Nicht-EU-Ländern könnten dagegen von längerer Dauer sein.

Autor der wissenschaftlichen Studie:
Sebastian Klüsener

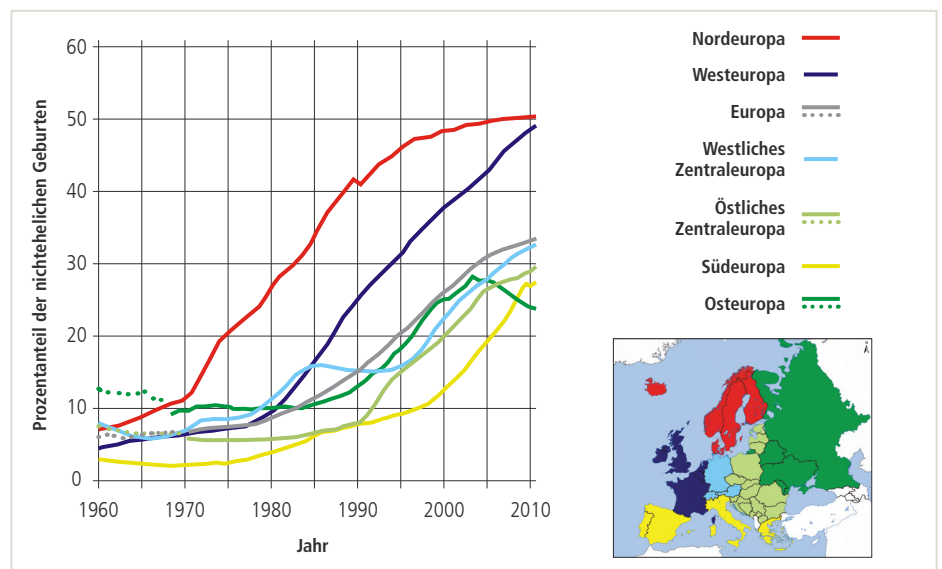


Abb. 1: Vom Goldenen Zeitalter der Ehe bis in die Gegenwart: Die Entwicklung der nichtehelichen Geburten von 1960 bis 2010 in unterschiedlichen Teilen Europas. Quelle: Statistische Ämter, Eurostat, Statistisches Jahrbuch der UN, Europarat (2005), Decroly und Vanlaer (1991). *Atlas de la population européenne*. Brussels: Editions de l'Université de Bruxelles

Zurück an die Arbeit

Ob Frankreich oder Ungarn: Gut gebildete Mütter kehren schneller und häufiger in den Arbeitsmarkt zurück

Nach der Geburt eines Kindes fangen Mütter mit höherem Bildungsabschluss zumeist früher und mit mehr Stunden wieder an zu arbeiten. Dieser so genannte „Bildungseffekt“ ist aber je nach Land und Familiensituation unterschiedlich stark ausgeprägt, wie eine neue Studie des Vienna Institute of Demography zeigt.

Für eine gut gebildete Mutter mag es naheliegend sein, schon bald nach der Niederkunft wieder Vollzeit zu arbeiten. Sie erfährt in der Regel für ihre berufliche Tätigkeit viel Anerkennung, verdient das Vielfache einer Haushaltshilfe und hat einen Partner, der ihr modernes Rollenbild teilt. Für weniger gut gebildete Mütter sieht die Realität in vielen Ländern dagegen noch anders aus. Sie gehen einer eher mäßig bezahlten Arbeit nach, holen ihr Kind - vielleicht noch mit einem schlechten Gewissen - aus der viel zu teuren Kita ab und kommen in ein chaotisches, unangenehm geräumtes Zuhause. Ob für sie eine Erwerbstätigkeit in Frage kommt, hängt oft von den gesetzlichen Rahmenbedingungen und der Einstellung zur außerhäuslichen Betreuung von Kindern ab.

Caroline Berghammer vom Vienna Institute of Demography, Nadia Steiber vom International Institute for Applied Systems Analysis sowie Barbara Haas von der Wirtschaftsuniversität Wien haben daher analysiert, wie stark sich Bildung auf die Erwerbstätigkeit von Müttern in verschiedenen EU-Ländern auswirkt und welche Gründe für oder gegen einen Job sprechen. Mit Österreich, Deutschland, Frankreich, Norwegen und Ungarn haben die drei Wissenschaftlerinnen Länder ausgewählt, die sich hinsichtlich ihrer Sozialstandards, der Unterstützung von jungen Familien, dem Lohnniveau und dem Grad der Gleichberechtigung stark unterscheiden.

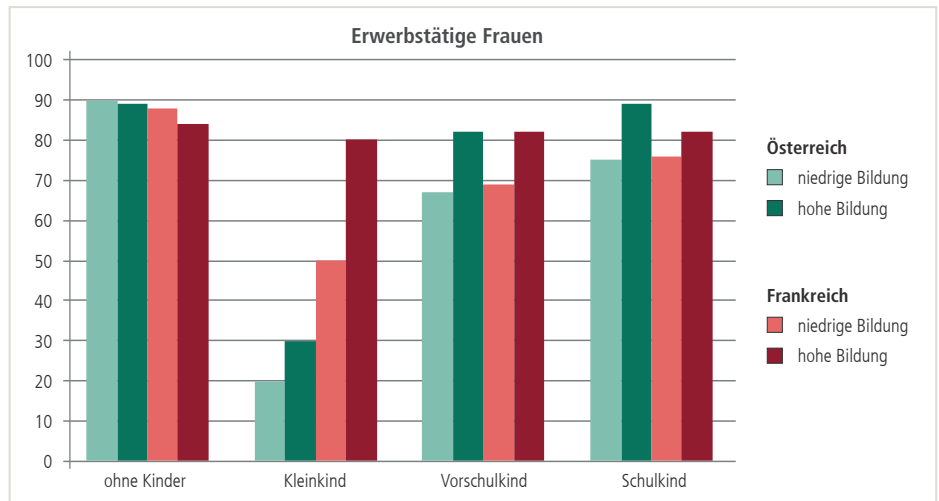


Abb. 1: In Frankreich macht sich der Bildungsunterschied vor allem bei Frauen mit Kindern bis zu drei Jahren bemerkbar. In Österreich sind gut gebildete Frauen grundsätzlich häufiger erwerbstätig als Frauen mit niedrigem Bildungsabschluss. Quelle: Generation and Gender Survey 2004-2008

Die Daten für die Analyse, die insgesamt über 10.000 Paare und Familien mit Müttern im Alter von 20 bis 45 Jahren umfasst, stammen aus dem Generations and Gender Survey. Um den Bildungseffekt eindeutig nachweisen zu können, wurden lediglich Paare berücksichtigt, bei denen entweder beide Partner höchstens einen Gymnasialabschluss haben (ISCED 0-3, niedrige Bildungsstufe) oder in denen beide Partner mindestens einen Berufsabschluss und die Zugangsberechtigung für eine Hochschule haben (ISCED 4-6, hohe Bildungsstufe).

Dabei zeigte sich, dass die Bildung vor allem für die Frage entscheidend ist, ob eine Erwerbstätigkeit ausgeübt wird und weniger in welchem Umfang. Während der Anteil der Erwerbstätigen unter den gut gebildeten Französisinnen und fast allen Norwegerinnen nie unter 80 Prozent rutscht, ganz gleich in welcher Familiensituation sich die Frauen befinden, zeigen sich in Deutschland, Österreich und Ungarn hier große Effekte: Sobald ein Kind geboren wird, sinkt der Anteil der Erwerbstätigen, steigt dann nur langsam an und läuft meist auf Teilzeit hinaus - und zwar bei fast allen Müttern.

In Frankreich etwa ist der Bildungsunterschied bei Frauen mit Kleinkindern am stärksten ausgeprägt (s. Abb. 1). Hier arbeiten etwa die Hälfte aller Mütter mit niedrigem Bildungsabschluss, wenn ein Kleinkind im Haushalt lebt. Das sind zwar immer noch 17 Prozentpunkte mehr als bei den gut gebildeten deutschen Müttern mit Kleinkindern. Es sind aber ganze 30 Prozentpunkte weniger als bei den gut gebildeten Französisinnen. In Deutschland fällt der Bildungseffekt mit 15 Prozentpunkten gerade einmal halb so hoch

aus. Österreich und Ungarn haben noch geringere Unterschiede. Dies ist aber vor allem darauf zurückzuführen, dass in diesen Ländern weder gut noch schlecht gebildete Frauen arbeiten, wenn ein Kind unter drei Jahren im Haushalt lebt. Sind die Kinder im Vorschulalter liegt Frankreich dagegen mit 13 Prozentpunkten Unterschied zwischen den Bildungsklassen nur noch vor Norwegen (5 Prozentpunkte). Hier ist Ungarn der Spitzenreiter mit 37 Prozentpunkten. Die Autorinnen nennen größere Gehaltsunterschiede zwischen den gut und weniger gut Gebildeten, sowie unterschiedliche Einstellungen zur Kinderbetreuung und hohe Arbeitslosigkeit unter den geringer Qualifizierten als Gründe hierfür. Die Ergebnisse für Mütter mit Schulkindern fallen ähnlich aus: Auch hier liegt Ungarn mit einem Unterschied von 27 Prozentpunkten vorn, relativ dicht gefolgt von Deutschland (21 Prozentpunkte). In Österreich beträgt der Unterschied 15 Prozentpunkte und in Frankreich und Norwegen lediglich sechs Prozentpunkte. Für ältere Kinder stimmt daher die Annahme, dass Länder mit guter Förderung der Muttererwerbstätigkeit auch kleinere Bildungseffekte haben.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Caroline Berghammer

Literatur

Steiber, N., C. Berghammer and B. Haas: Contextualizing the education effect on women's employment: a cross-national comparative analysis. *Journal of Marriage and Family* 78 (2016)1, 246-261. DOI: 10.1111/jomf.12256

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock
in Kooperation mit
 • Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
 • Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
 • Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien
ISSN: 1613-5822
Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)
Redaktionsleitung: Tomma Schröder
Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau
Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Maïke Kehler
Druck: Druckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock
Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland
Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443
E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org
Web: www.demografische-forschung.org
Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Kontakt:

Caroline.berghammer@univie.ac.at | Vienna Institute of Demography